

## DAS GESCHENK



Am Anfang war nicht das Wort, am Anfang war ein Ton, ein Klingeln oder ein Knall. Es gab eine ungeheure Energie und Kraft, unvorstellbar, die den Impuls hatte, sich zu veräußern, geistig und materiell geboren zu werden. Die Lebewesen eines Milliarden Jahre später entstehenden blauen Planeten nannten diese geheimnisvolle Form auch Gott oder Universum. Aber diesen Knall gab es nicht wirklich, man nannte ihn nur so, mit einem „Ur“ davor. Gehört hatte ihn ja niemand. Soweit ich weiß, glaubte Ulrich weder wirklich an Gott noch an eine bestimmte Religion. Er war sich nur sicher, wieder Teil jener unbekanntenen Quelle zu werden, aus der er hervorgegangen war. Während seines Lebens war er nie etwas anderes als dieses ionenhafte, nichtstoffliche Zeichen gewesen, und würde auch nie etwas anderes sein. Ein dahinfließender Schatten, ein Tropfen Tau an einer Grashalmspitze oder ein Stein unter einem Strauch, von dem der Regen seinen Namen waschen würde.

Jedes Wort eines Menschen ist wie ein Sandkorn am Strand. Wie könnte es die ganze Geschichte des Meeres erzählen? Was weiß ein Sandkorn vom Rauschen der Wellen oder dem Wind in den Segeln der Schiffe? In diesem Sinne bleiben alle Wörter stumm wie Fische. Aber mit jedem Satz, mit jeder Welle, die über es hinweg rollt, verwandelt das Wasser jenes Sandkorn wieder zu einem Tropfen des Meeres, zu einem Teil der Geschichte.

Ulrich wurde in der Mitte der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts geboren; wir waren seit unserer Jugend Freunde. Manchmal blättere ich in dem Fotoalbum, das er mir schenkte, heute ist es eine nostalgische Erinnerung, die sogar die fünfziger Jahre wieder auferstehen lässt. Diese alten Fotografien geben seiner Kindheit und der damaligen Zeit eine gewisse Lebendigkeit. Er starb im Alter von 55 Jahren. Ich will Ihnen sporadisch aus seinem Leben erzählen, das Buch kann man aber auch schnell durchblättern. Ich erinnere mich an meine Praxis bei YouTube-Filmen. Wenn es mir zu uninteressant wurde, habe ich einfach die Computermaus genommen und auf dem Abspielband einen anderen Punkt gewählt, weiter zum Ende hin oder ich habe meinen PC ganz abgeschaltet. Wenn man die letzte Seite eines Buches erreicht hat, schlägt man es endgültig zu und es findet sein Grab im Regal. Aber zugeschlagen werden wir alle, kein Grund zum Lamentieren. Wenn ich jetzt über ihn schreibe kommt es mir so vor, als nähme ich ein Buch wieder aus dem Regal und wenn ich es aufschlage, ist er wieder lebendig. Ich erstatte Ihnen nur Bericht, an sein Leben erinnere ich mich mehr oder weniger gut aus seinen eigenen Erzählungen, Briefen, Fotoalben. Wenn ich mir manchmal die zusammenhanglosen Fotografien auf der Festplatte meines Rechners

per Diashow anzeigen lasse, kommt es mir so vor als betrachtete ich das Leben von Mikroben oder Ameisen, Chimären in wechselnder Gestalt, die das, was wir Leben nennen, weggewischt hat, wie die Zukunft alle Gegenwart zu Vergangenheit werden lässt. Es ist als ob die Dinge keine Heimat hätten, als ob nur ein Flimmern bliebe, ein Rauschen ohne Sinn.

Vor allem von seiner schweren Krankheit will ich erzählen. Sie hat sein ganzes Leben bestimmt, scheint es mir. Mit dem 6. Januar 2009 will ich anfangen, denn da ging es ihm schon sehr schlecht und die bleierne Müdigkeit, mit der er dalag, hatte ihren Grund: kryptogene Zirrhose der Leber und primär sklerosierende Cholangitis. Drei Monate später sollte er tot sein.

Am Nachmittag dieses Wintertages, klingelte das Telefon wie in der Eingangssequenz von Sergio Leones Film „Es war einmal in Amerika“. Erschöpft, müde und kraftlos lag er auf dem gelben Sofa im oberen Stockwerk. Das Klingeln war wie ein Knall. Es sollte immer in seinen Ohren bleiben, wie in diesem die Zeiten verschmelzenden Film über mehrere Szenen hinweg, nachdem dort eine Frau brutal ermordet und die Kamera über verbrannte Leichen hinweg geschwenkt hatte. Keine Angst, dies wird eine eher langweilige Geschichte.

Die Stimme des Arztes der Transplantationsambulanz klang sachlich im Hörer an seinem Ohr und berichtete, dass möglicherweise ein Organ für ihn gefunden sei. Dieser Anruf beendete zweieinhalb Jahre Warten. Worauf, auf die Erlösung, eine neue Hoffnung? Auch die Angst und der Zweifel an diesem Eingriff zogen sich wie ein roter Faden durch diese Zeit. Die zermürbende Angst verband sich mit dem Wunsch, vielleicht doch ohne Operation davonzukommen. Sind wir nicht immer Flüchtende, laufen vor uns selbst und notwendigen Entscheidungen davon, schieben sie auf? Diesmal hatte er keine Chance mehr zum Weglaufen, es war buchstäblich seine letzte am Leben zu bleiben, auch wenn er selbst dies nicht so wahrnahm oder nicht wahrnehmen wollte. Dieser erste Anruf kam um 16 Uhr am Nachmittag. Man würde sich wieder melden und mitteilen, wann die Anreise erfolgen sollte. Nun brachen die Stunden der Ungewissheit an. Es konnte sich alles auch noch als blinder Alarm herausstellen. Irgendwo war also ein Mensch gestorben, aber nicht ohne ihm etwas Wertvolles zu hinterlassen. Die Lethargie und Schwäche, der gelbe Schleier in den Augen wich der Notwendigkeit zu handeln, der vorhandenen Angst gefasst zu begegnen. Die Kugel hatte zu rollen begonnen, die Maschinerie lief lautlos an einem anderen Ort. Das Organ musste entnommen und an seinen Bestimmungsort womöglich per Hubschrauber gebracht werden.

Der nächste Anruf zum sofortigen Aufbruch kam um elf Uhr abends. Der Rolli mit dem Nötigsten war gepackt, jetzt wurde der Krankentransport angerufen. Nach kaum einer Viertelstunde stand der große rotweiße Transporter des Arbeiter-Samariter-Bundes mit Blaulicht vor dem Haus. Zwei Sanitätskräfte meldeten sich und er stieg selbstständig in einen in der Mitte der Ladefläche angebrachten breiten Krankentransportsessel. In der vorderen Fahrerkabine setzte sich seine Frau auf den Beifahrersitz, hinten zu ihm stieg der zweite Sanitäter. Eine halbe Stunde dauerte die Fahrt ins Krankenhaus. Die Aufregung ließ ihn freimütig über seine Krankengeschichte erzählen und die Arbeitsbedingungen der Helfer waren ablenkende Gesprächsthemen. Zuerst ging es in die Notaufnahme zu einem kurzen Röntgencheck. Dann irrten die beiden Rettungskräfte auf dem riesigen Gelände hin

und her, um die Klinik für Allgemein-, Viszeral- und Transplantationschirurgie zu finden, was kein leichtes Unterfangen war bei dem großen Gelände, das den Eindruck einer Kleinstadt vermittelte. Station 85 war nach einigem Suchen das Ziel, wo er erneut aufgenommen wurde und man sich von den beiden Männern des Krankentransportdienstes verabschiedete.

Die Station machte einen ruhigen, beinahe leeren, nächtlichen Eindruck. Neben dem Neonlicht wurden sie von der diensthabenden, agilen Schwester und einem großen, kräftigen Pfleger mit gutmütigem Teddybär-Gesicht empfangen. Für sie war diese Ankunft Routine. Der Arzt sollte etwas später kommen. Ihnen wurde der Komfort eines zufällig freien Zweibettzimmers zum Warten angeboten, nachdem sie in einer Art Aufenthaltsraum einen Fragebogen ausgefüllt hatten. Die Schwester rasierte den Bauch gründlich, der schließlich eintreffende Arzt kontrollierte noch einmal per Ultraschall, ob das auszutauschende Organ noch seine bald überflüssig werdende Arbeit zumindest teilweise verrichtete. Er wurde darüber aufgeklärt, dass das neue Organ zwar bereits eingetroffen sei, aber noch einer abschließenden eigenen Kontrolle unterzogen werden musste. Nun sollte es, wenn es in allem den Anforderungen entsprach, seine Arbeit an anderer Stelle fortführen.

Bestenfalls wird man diese vergilbten Seiten irgendwann auf einem verstaubten Dachboden finden. Jemand kramt in alten Sachen und wird seltsam erschrocken sein. Alles wovon diese Hefte handeln, die ich nach den weißen Bänden einer unvollständig gelesenen Lichtenbergausgabe in einem meiner Bücherregale Sudelbücher nenne, wird Vergangenheit sein. So wie eine Liebe, die unweigerlich gestorben ist. Der Finder wird aufpassen müssen, dass aus den Bildern der Vergangenheit nicht eine Spur Traurigkeit aufsteigt, die ihn gefangen nimmt. Als ob sein Kopf vor Melancholie zu einem schweren Stein würde, wie es mir manchmal ergeht, wenn ich meine, mein Kopf würde herunterfallen wie ein abgeschlagenes Haupt. Einmal sah ich, wie die Hände meinen Kopf vor den Bauch hielten, aus dem Halsstumpf tropfte Blut, aus meinen Augen liefen salzige Tränen. Es gibt eine Schuld, von der man sich nicht befreien kann, etwas was man sich selbst nicht verzeihen kann, aber ich greife vor. Zunächst muss das Bild, das ich von Ulrich zeichnen will, plastischer werden. Bevor ich weiter von seinen letzten Monaten berichte, will ich einen ersten Blick in sein Familienalbum werfen.

Ich schlage sie also auf, diese erste Seite des braunenarbtten Fotoalbums aus Lederimitat. Die darin enthaltenen schwarzen Seiten werden immerhin am linken Buchrückenrand von einem echten Lederriemchen zusammengehalten, dem man sogar eine kleine goldene Schnalle spendiert hat. Die Fotos darin sind nach schnellem Durchblättern alle schwarzweiß und werden durch dünne halb durchsichtige Pergamentfolien geschützt. Das erste Foto zeigt eine große Hochzeitsgesellschaft. Manchmal glaube ich, auf diesen Fotos nicht das Wesentliche zu erkennen, aber je länger ich sie mir anschau, desto mehr scheinen sie mir zu verraten oder sagen zu wollen.

Der Ausschnitt eines Fotos, das seine Eltern und ihn selbst auf einem Ausflug zeigt, kommt mir plötzlich wie ein Gemälde oder eine Zeichnung von Edward Hopper vor. Zwei Damen bestaunen den Rheinfluss bei Schaffhausen. Das Foto ist ein ganz gewöhnliches Urlaubsfoto seiner Eltern. Mein Befund: Massenware langweilig. Aber



diese unbekannt bleibenden, geheimnisvoll ins Nichts schauenden Damen mit ihren strengen Frisuren jener Zeit. Beide tragen sie Handtaschen, die eine in Hut und Mantel, ist vielleicht die Ältere oder gar die Mutter der anderen? Der Jüngeren wurde es zu warm, sie steht dort in weißer, ärmelloser Bluse, die Strickjacke unterm Arm. Sie werden für immer gesichtslos bleiben, ihre Gesichter dem schäumenden Wasser zugewandt. Was fasziniert mich, der Blick in den Abgrund oder das namenlose, gesichtslose Geheimnis? Fotografien können sich nicht selbst mit Worten beschreiben, so werde ich sie in Bausteine oder Sandkörner eines zerrinnenden Buches verwandeln, wie dieses „Sandbuch“ eines Argentiniers, das alles an sich zieht und über alles hinweg läuft. Fotos, Filme, Bilder, Erinnerungen, ich lebe im Meer meiner Gedanken, die sich aber immer mehr mit Ulrichs ganzem Leben beschäftigen und doch wird jede Beschreibung unzulänglich bleiben. Ein Charakteristikum der Wörter ist ihre Unvollkommenheit.

Da gibt es auf einem Foto den geheimnisvollen Garten deiner Großmutter, und ich sehe dich als spielendes Kind im Wald. Aus weißen Steinen legst du ein Mosaik im Schatten der Bäume. Ein Muster, das Monate später das Moos verschlingt. Das ahnungslose Spiel der Steine, das ganze Glück in einer Hand. Du bauest eine kreisförmige Mauer, in der Haus und Garten ihren Platz fanden. Diese frühe Sehnsucht nach Schutz und Geborgenheit. Wie trügerisch angesichts der Zukunft. Spielend die Welt begreifend, wird man gleichzeitig selbst ungewollter Spielball in den Strukturen der Familie. Vermeintliche Unschuld trifft auf Gesellschaft. Die Sonnenstrahlen flimmern durch die dicken Stämme der Bäume hindurch und lindern das Dunkel des Waldes. Licht verwandelt alles.

Sollte ich nicht ganz am Anfang beginnen, mit deiner Geburt oder als Fötus im Mutterleib? Aber Anfang und Ende scheinen mir nur mathematische Punkte, die Zeit ist ein unaufhaltsamer Fluss der Verwandlung. Auf einer anderen Ebene verlor dein Körper später das Geheimnis der Stoffumwandlung, der Synthese, die ihm nicht mehr richtig gelang. Schon bei der Geburt verwandelt sich ein stummer Embryo zum schreienden Kind. Niemand erinnert sich an den ersten Schrei und weder ich noch du oder unsere Mütter konnten sich an unsere ersten Worte erinnern. Die Fotografien jener Zeit, als seine Eltern heirateten, sind schwarzweiß, die Menschen setzten sich damals in Pose. Das spontane Foto war verpönt, es kam höchstens bei Feierlichkeiten zum Einsatz. Die Hochzeitsfotos seiner Eltern, als er noch unsichtbar im Bauch seiner Mutter nistete, gaben den ersten Anlass zu gestellten Gruppenfotos von der Hochzeitsgesellschaft aus Familie und Verwandten, der Dorfgemeinschaft und des Brautpaares.

Das vorherrschende Bestreben war es, nichts falsch zu machen, beziehungsweise das zu tun, von dem man annahm, dass die Nachbarn oder Freunde es erwarteten. Eingerahmt von fünf Blumenmädchen und einem Blumenjungen, der vor seinem Vater sitzend er selbst hätte sein können, wenn er denn schon geboren gewesen wäre, saßen seine zukünftigen Eltern im schwarzen zweireihigen Anzug und ganz traditionellem weißen Hochzeitskleid mit Schleier vor der Kulisse der vielen feierlich gekleideten Hochzeitsgäste Modell für einen unbekanntem Fotografen. Eine Wiese und die kahle Wand eines grauen Hauses zwischen den Ästen zweier Bäume boten einen unspektakulären Hintergrund. Die Körper wirken steif, Haltung bewahrten die Gäste,

seine zukünftigen Großeltern und seine spätere Oma mütterlicherseits, und auch das Brautpaar selbst. Vor allem sein schlanker jugendlich wirkender Vater, den er ja so selbst nie kennengelernt hat, versucht einen strahlend, männlichen Eindruck zu hinterlassen. Einmal lachen sie glücklich in die Kamera, ein anderes Mal schauen sie etwas verdrießlich ernst. Sein Großvater mütterlicherseits war schon vor seiner Geburt an den gesundheitlichen Folgen aus dem Zweiten Weltkrieg gestorben, der wohl barbarischste Krieg der Menschheit. Die Deutschen waren das passende Volk für die Diktatur des Faschismus, in ihnen lag der Glaube an die führende Kraft einer militaristischen Haltung. Die restaurativen fünfziger Jahre lebten von der Verdrängung dieser Zeit, aber die Angewohnheiten einer strammen, bürgerlichen Haltung führten zu einer strengen Moral, die in Wahrheit aber nur vorgab, eine solche zu sein. Was weiter regierte, war die Aufrechterhaltung des schönen Scheins.

Seine Eltern waren mit zwanzig Jahren ein junges, fast noch jugendliches Paar, das aber kurz nach dem Krieg geringe Chancen zu einer Berufskarriere hatte. Nach den strengen Schusterlehrjahren seines Vaters musste möglichst schnell eigenes Geld verdient werden. Sein Vater beschloss, als Arbeiter in einer Schuhfabrik anzufangen. Wie so viele Menschen nach dem Kriegsende blieb er damit weit hinter seinen eigentlichen beruflichen Wünschen und Möglichkeiten zurück. Frauen waren auch nicht besser dran. Seine Mutter begann als ungelernete Kraft ebenfalls in der Fabrik. Er selbst schlummerte nach der Hochzeit versteckt im Bauch seiner Mutter. Es war zu dieser Zeit ein Makel unehelich geboren zu werden und seine Mutter war psychisch vorbelastet, sie war selbst ein Adoptivkind gewesen. So wurde soziologisch gesehen wenige Monate nach der Hochzeit ein Arbeiterkind geboren. Ein weit verbreitetes und akzeptiertes Motto dieser sozialen Schicht war der auch von mir später oft gehörte Satz: „Du sollst es doch einmal besser haben als wir“. Für den so großzügig Bedachten hatte diese Maxime nur den Nachteil, dass sie von der Elterngeneration mit Gehorsam erkaufte werden musste. Der korrespondierende Satz dazu lautete: „Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, machst du, was ich dir sage“. Die heilige Kraft der Worte.

Aber so spannend ist das nicht, also kehre ich zu der Krankenhausnacht vor der Transplantation zurück. Eine Nacht, in der niemand schlafen konnte. Die Zeit zog sich wie Kaugummi in die Morgendämmerung hinein. Meine Frau und ich legten sich jeder auf ein frisches, unbenutztes Bett. An Schlaf war nicht zu denken, während die Nervosität über die Bettdecke kroch und ich im kühlen Raum die horizontale Lage übte, als ob ich vorausahnte, für Wochen keine andere mehr einnehmen zu können. Wir sprachen wenig. Gegen Morgen kam die Schwester und sagte lapidar, dass es gleich losginge. Da lag ich schon mit den weißen Thrombosestrümpfen auf dem Bett und muss mir wie ein bemitleidenswerter Transvestit vorgekommen sein. Jetzt musste auch noch der Slip weichen unter dem hinten geknoteten, kitschig bläulich gepunkteten Engelshemd. Immer ungeschützt setzte sich mein Körper der bevorstehenden Operation aus. Wir machten kein Auge zu in dieser nicht enden wollenden Nacht. Wie auch, vor einer Reise, von der man möglicherweise nie wieder zurückkehrte.

Während das Operationsteam um den leitenden Oberarzt herum an einem bis ins Kleinste vorausgeplanten Ablaufdiagramm feilte, lag das knapp zwei Kilogramm schwere, rotbraune Fleischstück also zur Begutachtung unter den Augen eines anderen kontrollierenden Spezialisten. Von einer befürchteten Dramatik war nichts zu

spüren, die Ruhe verströmte eher eine Banalität, die dem Ernst des Beabsichtigten diametral entgegenstand. Als das erste Morgenlicht diffus in das Krankenzimmer kroch, öffnete sich die Tür und wie eine Art Befreiung wirkte der lapidare Satz der Schwester im blauen Kittel: „Es geht los!“ Mit dem Bett wurde ich zum Fahrstuhl und durch zahlreiche Gänge auf den Flur in den OP-Vorraum geschoben. In äußerster Eile erschien eine Assistentin in der Tür. Sie benötigte noch eine Einwilligungsunterschrift für die Anästhesie. Die Verwaltung konnte nicht anders als jeden in diesem Riesenmoloch letztlich auf den Strichcode eines Klebestreifens zu reduzieren. Theatralisch hätte man sich den Abschied von meiner Frau vorstellen können, aber auch das erschöpfte sich in aufbauenden Floskeln wie: „Wir schaffen das.“ Ich war merkwürdig ruhig und ergeben, als wäre alles nur ein Spiel und jetzt ohnehin nichts mehr daran zu ändern. Dabei hätte doch der Anfangssatz des *„Malte Laurids Brigge“* in Paris das Szenario merklich aufgewertet: „So, also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde meinen, es stürbe sich hier.“ Doch der Bruder des Schlafes sollte noch warten müssen, der Schlaf selbst aber befand sich in den Narkosespritzen der geschäftigen Ärzte um mich herum. Die dachten weniger an Literatur, sondern beschwichtigten routiniert mit dem Hinweis: „Nun träumen Sie mal schön von Urlaub, Sonne und Südsee.“ So wie ich nun dieses größtmögliche, letzte Geschenk von jemand Unbekanntem bekam, so dachte ich auch an die Möglichkeit, dass sich ein letztes Tuch über mein Gesicht senken könnte und mich ebenfalls für immer namenlos machte. Die Kanülen bohrten sich in die Venen beider Arme, den Sauerstoff atmete ich tief durch eine Maske. Vom Operationssaal sah ich nichts mehr, es wurde schwarze Nacht für mich an diesem gerade hell werdenden Wintermorgen.

Es reicht nicht die Augen zu schließen, um sich eine Vorstellung vom Nichts zu machen. Nichtvorhandensein ist ein Ausnahmezustand, der dem Subjekt fremd ist. Wie sollte ein Ich jemals jenseits der Vorstellung sein, überhaupt vorhanden zu sein? Ein Mensch in der Narkose träumt nicht, denkt nicht, fühlt nicht, er ist ein Stück narkotisiertes Fleisch.

Das Aufwachen war nicht grausam, aber das schreckliche Neonlicht blendete. Man findet sich sofort wieder ein im alten Ich oder war es ein neues? Intensivstation mit Stimmen. Ich war nicht allein. Eine Schwester stand an einem Monitor, eine Stimme fragte:

*„Da bist du ja, hast du Schmerzen?“*

Was empfindet ein Körper, wenn der Bauch weg ist und Schwäche zur Angst hinzukommt, sich irgendwo zu berühren. Da muss eine schreckliche Wunde sein in der fehlenden Mitte, ein tausend Meter tiefes Loch. Das Bewegen meiner Arme fiel mir schwer.

*„Es ist alles gut gelaufen, trinken darfst du noch nichts.“*

Da lag ein wunder Leib, ein kraftloser Körper von Schläuchen und Beuteln umgeben im Bett, neben dem ein einzelner Computermonitor und ein ganzer Ständer voll Überwachungsgeräte und Diffusoren standen. Flüssigkeiten wurden an beiden Seiten des Bettes in Plastikbehältern außerhalb von mir aufgefangen. Es floss ständig etwas aus mir heraus. Urin und Wundwasser, Blut und Schaum. Alles der Gesundheit unzutraglich Überflüssige sollte heraus. Das einzige was hinein sollte war Luft durch

die Nase, angereichert mit Sauerstoff durch einen Schlauch und erst nach Tagen gab man mir die Stäbchen zum Zähneputzen, mit denen ich mir heimlich den trockenen Mund benetzte. Permanent verabreichte man Schmerzmittel und Medikamente durch den ZVK. Das klingt wie „Zentrales Verzeichnis der Kinderbücher“, ist aber der Zentrale Venenkatheder. Es gab nur eine Art zu liegen und zu schlafen: Rückenlage. Woche um Woche würde ich von nun an auf dem Rücken liegen, auf dem Rücken schlafen. Rücken, Rücken, Rücken. Ob man sich jemals wieder auf die Seite drehen konnte? Umringt durch die seitlichen Schläuche, die in die Beutel mündeten, anfangs noch einen Katheder zwischen den Beinen, auf den ich Acht geben musste, dass der Schlauch nicht abklemmte. Denkt man an das Ende des Lebens, das man sich sowieso nur schwer vorstellen kann? Die Welt ohne mich? Unwillkürlich kreisen die Gedanken auch um das Sterben. Der Nachtschwester habe ich ein Gedicht aufgesagt, wie peinlich. Das war der Euphorie des Überlebens, des wieder auferstandenen Seins geschuldet. Ich hechelte nach Sinn, wollte wohl gar mit meiner Hilflosigkeit kokettieren. Zeitweise fühlte ich mich wie ein anderer, klarerer, ernsthafterer Mensch, der seinem Leben einen Hauch von Wahrhaftigkeit geben würde. Das Gedicht schien mir wohl wie ein letztes Abschiedswort, etwas womit ich in Erinnerung bleiben wollte. Ich sprach es bestimmt zu feierlich, überhaupt sich selbst zu zitieren, pathetisch. Die Schwester schien einen Moment irritiert, aber einordnen konnte sie das Gehörte in ihr normales Leben nicht. Sie stand da mit dem verwunderten Blick, wie man Patienten ansieht, wenn sie merkwürdige, unerklärliche Dinge tun. Aber jetzt war ich ja nicht mehr nur ich, mein Ich war jetzt auch ein anderer. Es hatte natürlich auch damit zu tun, dass man in einem Krankenhaus einen Teil seines Schamgefühls ablegte und gerade Männer suchen diese Nähe des Weiblichen, um das Gefühl zu haben, noch am Leben zu sein. Das Gedicht liegt immer noch in einer ausgefransten, hellroten Mappe meines Schreibtisches, eine unerreichbare Liebe scheint die Adressatin:

Jenseits aller Zeit

*Wenn ich einmal jenseits aller Zeit bin  
Sollst du die Seiten meiner Bücher haben  
Sollst dich mit braunen Augen blätternd fragen: Welchen Sinn?  
Wenn ich noch könnte würde ich dir sagen  
Dein Gesicht zu sehen war Grund genug  
Denn im Dunkel meiner Träume lag ich neben dir*

*Aber was sind Worte gleich Perlen einer Kette  
Vor deiner Schönheit, vor der Anmut deiner Bewegungen  
Und der Arglosigkeit deines Herzens?  
Selbst die Farben deiner Kleider  
Sie schmeicheln nicht dir, du schmeichelst ihnen  
Und nie schien schwarzes Haar mir schöner*

*Ach könnte ich doch in Wolkenbetten schlummernd schlafen  
Sanft dein Arm gelegt um mich  
Und deine Augen wären Spiegel  
In deren dunklem Licht wir uns in Träumen träfen  
Doch nur verstohlen lauscht mein Blick der Stimme deiner Hände  
Denn die Schönheit deiner Augen blendet viel zu viel*